Donna Inez.

Erzählung von H. Zeeller.

(5. Fortsetzung.)

Sennor Morelos ging weiter seinen Geschäften nach. Meine Gedanken eilten, während ich unterschlenderte, zu der schönen Donna zurück, welche so anmutig an mir vorübergeschwebt war.

Also das war Donna Inez? — Eine entzückende Erscheinung. Edelfrau und schön dazu! Ohne es zu wollen, war ich, während ich mich meinen Gedanken überließ, zum Herrenhause zurückgeschlendert und hatte mich in dem schönen Park, der es umgab, verloren. Nicht weit war ich gekommen, als ich Stimmen hörte, die aus einem Seitenwege hervordrangen. Um durch das Betreten der Anlagen jetzt, wo die Herrin des Hauses anwesend war, nicht zudringlich zu erscheinen, trat ich hinter ein Ziergebüsch.

Die gedämpften Stimmen kamen näher, und ich erblickte den Indianer Hernandez, der an der Seite einer jungen Indianerin einherschritt. Das Mädchen, ganz nach Kreolenart gekleidet, weinte, während ihr der Mann, wie es schien, beruhigend zusprach. Dicht vor dem Gebüsch, welches mich barg, blieben sie stehen. Hernandez sagte ihr etwas in ernstem, fast befehlendem Tone. Sie neigte darauf das junge, hübsche Köpfchen zustimmend und trocknete ihre Tränen. Er fuhr ihr hierauf liebkosend über Haar und Wange und lächelte sie freundlich an. Das Mädchen wandte sich und ging davon, während er ihr mit innigen und zärtlichen Blicken nachschaute.

Ich mußte wohl ein Geräusch hervorgebracht haben, denn der Indianer zuckte zusammen und trat dann rasch und mit einer Miene in das Gebüsch, die einem unberufenen Horcher nichts Gutes weissagte. Als er mich erblickte, wurde sein Gesicht freundlich, und er sagte in seinem guten Spanisch — mit dem Mädchen hatte er in der Sprache seines Volkes gesprochen: „Oh, der Alemano hält sich hier versteckt und beobachtet?"

Ich erklärte ihm, daß ich in der Befürchtung, zudringlich zu erscheinen, aus dem Wege getreten sei.

„Sie haben eine Familienszene belauscht, Sennor. Das Mädchen, welches Sie in meiner Gesellschaft sahen, ist meine Schwester. Sie dient als Zofe im Herrenhause, um gründlich Spanisch und noch manches andere zu erlernen. Aber es gefällt ihr hier nicht, und sie quält mich, sie zur Heimat zurückzuführen, doch ist es dafür noch zu früh."

Ich ging mit ihm auf den Pfad zurück, und wir schritten ihn entlang.

„Sie müssen sich als deutscher Seemann hier zwischen uns wie in einer fremden Welt vorkommen, Sennor?"

„So ist es; mir ist alles fremd, doch nicht uninteressant. Freilich habe ich jetzt von Nikaragua genug gesehen und sehne mich nach der Heimat."

„Begreiflich genug."

„Wunderbar ist es, daß, während in San Juan so viel vom Kriege die Rede war und seine Folgen sich fühlbar machten, man hier wie im tiefsten Frieden lebt."

Er warf mir einen schnellen Blick und entgegnete: „Del Vas liegt der Welt abgeschieden da, es steht hoffen, daß das Unwetter an ihm vorüberzieht."

„Und unsere Gewehre?" dachte ich. Während wir plaudernd dahinschritten, waren wir der Fahrstraße nahe gekommen, welche zum Herrenhause führte, doch noch durch einen Saum von Jasminbüschen getrennt war.

Wir vernahmen Hufschlag galoppierender Pferde und blieben stehen. Durch die Zweige nach der Straße blickend, gewahrten wir zwei Reiter, welche nach dem Herrenhause ritten.

Der Indianer murmelte etwas, das ich nicht verstand, zog mich in die Büsche und legte den Finger auf die Lippen zum Zeichen, daß ich schweigen sollte. Gleich darauf vernahm mein Ohr Stimmen.

„Die Rebellen müssen hier Helfershelfer genug haben, und du solltest deine Augen besser auftun."

„Bin wachsam genug, Sennor Areno, habe aber nichts gemerkt."

„Padilla, den so zur rechten Zeit der Teufel geholt hat, war durchaus auf Seiten der Aufständischen."

„Er wohl, aber um so weniger Donna Inez, und wir führen hier strenges Regiment."

„Mag sein, die Lagune muß bewacht werden; Herrea ist in San Juan gesehen worden, und er ist ein verwegener Geselle. Bist du der Indianer hier sicher?" fragte der Weiße.

„Sicher genug, die denken nur ans Ausreißen, wenn sie von Krieg hören", entgegnete mit häßlichem Lachen der Neger. „Haben auch keine Waffen."

„Das ist ein Glück. Und die in den Bergen?"

„Werden sich ebensowenig rühren. Ihr Oberhaupt Hernandez ist heute hier eingetroffen."

„Hm, kenne den Burschen! Zu trauen ist dem nicht, werde ihn doch ins Gebet nehmen."

Ich erblickte, als die Reitenden langsam vorbeischritten, den Neger Juan und einen hochgewachsenen Mann in Pflanzertracht, der sein Pferd am Zügel führte, an seiner Seite.

„Halte mir die Leute hier zusammen, damit ich, wenn ich mit Truppen komme, genügend Rekruten vorfinde."

„Wenn Ihr versprecht, keine Neger auszuheben, werden diese die andern bewachen."

„Gut, sollen geschont werden. Es müssen Truppen hierher; diese Stelle der Küste ist gefährlich, besonders, wenn Herrera auf der See ist."

Weiter drangen nur unverständliche Laute zu meinem Ohr. Der Indianer stand da mit einem Antlitz, welches tiefer Ernst überschattete.

Als die Reitenden weit genug entfernt waren, sagte er: „Ihr habt jetzt vernommen, daß der Krieg sich auch hier fühlbar machen wird. Kommt, Sennor." Er schritt dann hastig aus, so daß ich kaum zu folgen vermochte, und verabschiedete sich von mir, als wir die Felder erreichten.

So gleichgültig mir der Zwiespalt der Landesangehörigen sein konnte, so war doch das, was ich eben vernommen hatte, von großem Interesse insofern für mich, als die nahende Kriegsgefahr leicht hemmend auf meine Abreise einwirken konnte.

Als ich am Abend mit Doktor Morelos allein am Teetisch saß, brachte ich deshalb ohne weiteres das Gespräch auf den Bürgerkrieg und fragte ihn, ohne indes des Indianers oder des erlauschten Gesprächs zu erwähnen, ob zu besorgen sei, daß er sich hierher ausdehne.

Nach einer gemessenen Pause entgegnete mir der Doktor: „Ich weiß vom Kriege nichts und will nichts davon wissen. Daß der Weg nach San Juan frei ist, von Aufständischen wenigstens, glaube ich annehmen zu dürfen."

„So will ich morgen der Sennora danken und sie dringend bitten, mich hinwegzusenden."

„Tut so."

„Hoffentlich entgehe ich dann dem aufsteigenden Gewitter."

Doktor Morelos entlockte seiner Zigarre eine Dampfwolke und sagte langsam: „Ich lebe auf del Vas seit zwanzig Jahren. Der alte Padilla war mein Jugendfreund, und ich habe hier ein mir zusagendes Asyl gefunden. Es ist in dieser Zeit jetzt das drittemal, daß sich die Bürger dieses Landes zerfleischen. Die Ursachen des jetzigen Aufstandes kenne ich nicht genügend, denn ich halte mich ängstlich von jeder Politik fern, nur meinem Beruf lebend. Soviel weiß ich, daß der Anführer der Aufständischen, General Duero, ein Ehrenmann ist, und daß der verschollene — verstorbene Padilla", verbesserte er sich, „ihm seine Teilnahme schenkte. Ob die Sennora sich auf die Seite einer der streitenden Parteien neigt, ist mir nicht bekannt. Zu fürchten haben wir auf del Vas nur, daß eine der streitenden Parteien oder auch beide hier gewaltsam Kämpfer rekrutieren und uns die Arbeiter mit Gewalt entreißen — das ist freilich schon schlimm genug."

Auf welcher Seite sich die Sympathien Sennora Padillas befanden, wußte ich bereits. Mir fiel in des Doktors Rede der ihm augenscheinlich entschlüpfte Ausdruck „verschollene — Padilla" auf, und ich fragte: „Ist der Tod des Sennor Padilla nicht festgestellt?"

„Hm", entgegnete der Doktor mit einem Gesicht, dessen Ausdruck ernst und finster war. „Tot wird er sein, doch gesetzlich festgestellt ist sein Ableben nicht, da der Leichnam nicht gefunden worden ist."

„Seltsam."

„Nicht wahr? Und doch ist der kühne und geschickte Hernandez mit hundert seiner Mayas in den Wäldern gewesen, ohne mehr als geringfügige Spuren gefunden zu haben. Der Urwald ist wie der Ozean, er verschlingt seine Opfer."

Von dem Verschwinden des Haziendero wußte ich ja, wie auch daß allgemein angenommen wurde, er sei von Panthern zerrissen worden; doch der Ton, in welchem der Doktor sprach, machte mich stutzen.

Morelos fuhr fort: „Sucht morgen die Sennora auf und bittet sie, Euch hinwegzusenden. Wenn Ihr es nicht mit dem schwarzen Juan verdorben hättet, würde ich sagen, wendet Euch an diesen."

„Er hat Einfluß bei seiner Herrin?"

„Er ist ihre rechte Hand und versteht wie keiner, die Schwarzen in Ordnung zu halten. Der Bursche ist klug, rücksichtslos, grausam und besitzt das unbegrenzte Zutrauen der Sennora, die ihn von ihres Vaters Hause mitgebracht hat."

„Schade, daß ich mich der Gunst Seiner schwarzen Herrlichkeit nicht erfreue."

Wir plauderten über gleigültige Dinge weiter, bis es Zeit war, die Lagerstatt aufzusuchen. Ich legte mich nieder, fand aber keinen Schlaf. Die Hitze im Schlafgemach, die phantastischen Gestalten, die ich nicht zu bannen vermochte, veranlaßten mich, aufzustehen.

Ich kleidete mich an und trat hinaus in die Tropennacht, deren wunderbare Pracht auch die beste Schilderung nur schwach wiedergeben kann. Die Kühle tat mir wohl. Die zwei indianischen Arbeiter, welche in dem kleinen Hofe, welches ich bewohnte, kauerten, schliefen längst, rings um mich her lag alles in tiefem Schweigen. Ich schlenderte ging langsam den beim Sternenlicht schwach sichtbaren Pfad entlang und näherte mich so, während ich meine Gedanken zur fernen Heimat sandte, der Lagune, welche von der See her sich ins Land erstreckte.

Nicht gering war meine Ueberraschung, als ich Stimmen vom Wasser her vernahm, und ein metallisches Klingen, wie wenn Eisenteile sich berühren, mein Ohr erreichte. Ich horchte einen Augenblick und ging dann vorsichtig weiter, bis ich den Wasserspiegel erblicken konnte. Ich sah vor mir einige Boote und wohl zwanzig und mehr Menschen, welche deren Fracht eilig ans Land schafften — es schienen Gewehre zu sein.

Eine klangvolle, befehlende Stimme ließ sich vernehmen, die ich schon irgendwo gehört haben mußte, aber wo?

Während ich auf dieses Nachtbild niederblickte, erhoben sich plötzlich vor mir zwei dunkle Gestalten. Gleichzeitig fühlte ich mich von hinten gefaßt und zu Boden gerissen, ehe ich auch nur den geringsten Versuch machen konnte, Widerstand zu leisten. Ich stieß unwillkürlich einen deutschen Fluch aus, hatte aber auch gleich darauf einige kräftige Hände an meiner Kehle, während mir die Arme festgehalten wurden.

Auf einen in indianischer Sprache gemachten Zuruf wurde ich indessen ebenso rasch losgelassen, als ich ergriffen worden war, und ich sah, mich erhebend, den Indianer Hernandez vor mir, der nun nachdrücklich sagte: „Keinen Laut, Sennor, oder es kostet Euch das Leben." Um mich her standen fünf bis sechs Männer in drohender Haltung.

„Hernandez!" klang es von den Booten her. Es war dieselbe Stimme, die ich zuerst vernommen hatte, und die mir bekannt vorkam. Der Indianer folgte dem Aufruf und ging zum Wasser, kehrte aber bald nach einigen Worten, die er mit dem Manne dort gewechselt hatte, zurück und sagte:

„Es war ein Glück für Sie, Sennor, daß ich Ihren Ausruf hörte, sonst würden Sie bereits eine Beute der Alligatoren sein."

„Was bedeutet das?" fragte ich, sowohl erschreckt als erstaunt.

„Sie sind hier zufällig Zeuge eines Vorganges gewesen, der, wenn er bekannt würde, viel Menschenleben kosten würde. Sie sind fremd unter uns, haben kein Interesse an den Geschicken dieses Landes, und ich halte Sie für einen ehrenwerten Mann. Wollen Sie mir Ihr Wort geben, über das zu schweigen, was Sie hier gesehen haben, so bin ich befriedigt. Weigern Sie sich aber, so bin ich zu unser aller Sicherheit genötigt, Sie festzuhalten und beim geringsten Laut zu töten."

„Aber ich bitte Sie, Sennor Hernandez, welches Interesse kann ich haben, über das, was ich hier sehe, zu plaudern? Ich gebe Ihnen mein Wort, gegen jedermann zu schweigen."

„Gut, Sie werden es halten, denn ich weiß: die Deutschen sind ehrlich. — Bleiben Sie noch kurze Zeit hier, ich will Sie nach Hause führen. Sie werden kaum den Rückweg bei dieser Dunkelheit finden."

Ich blieb stehen, und er ging zu den Booten zurück, leise mit einem dort stehenden Mann redend.

Deutlich gewahrte ich jetzt, daß Waffen und kleine Fässer an Land geschafft und von Indianern hinweggetragen wurden. Das geschah unter Schweigen mit großer Schnelligkeit. Die Träger verschwanden, die Boote fuhren ab, und ich befand mich mit dem Indianer allein.

„Kommen Sie, Sennor."

Ich ging mit ihm. Nach einer Weile sagte er: „Sie leihen Ihr Schweigen keiner unehrenhaften Sache, Sennor Alemano, und im schlimmsten Falle kann es Ihnen gleichgültig sein, für welche Partei die Gewehre bestimmt waren."

„Gewiß", entgegnete ich, „auch habe ich keinen anderen Wunsch, als möglichst rasch del Vas zu verlassen."

„Nach dem, was wir beide heute nachmittag gehört haben, fürchte ich, daß Sie auf Schwierigkeiten inbezug auf Ihre Abreise stoßen werden."

„Wie?" fuhr ich auf.

„Die Regierungstruppen kommen hierher, um Mannschaften auszuheben."

„Und?"

„Sie verfügen über eine stattliche Persönlichkeit; es wäre nicht undenkbar, daß Sennor Areno in Ihnen einen brauchbaren Soldaten sähe."

(Fortsetzung folgt.)

— Gut gegeben. Dame (zum Gebirgler): Wenn ihr auch sonst nichts weiter habt, aber die Luft ist großartig!

Gebirgler: No ja, wir müssen halt auch von der Luft leben!

Die Taube als Pfingstsymbol.

Plauderei von Opa Neata.

Die Taube ist in vielfacher Hinsicht das Symbol des Pfingstfestes geworden und wird früher in allen Kirchen bei den Pfingstgebräuchen, jetzt auch noch in vielen Ländern gebraucht, und zwar überall da, wo man noch auf symbolische Verbeutlichung der Festgedanken etwas gibt, besonders in katholischen Ländern.

Ursprünglich war die Taube das Symbol des Schöpfungswassers. In der Schöpfungsgeschichte der Bibel heißt es: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern wie eine Taube". Später wurde die Taube das Attribut Mariens, dann des heiligen Geistes und später der Apostel.

Der bekannte Berliner Theologe Dr. Paulus Cassel († 1892), seinerzeit einer der bekanntesten Kanzelredner Berlins, der sich viel mit der Symbolik der Festgebräuche beschäftigte, erzählte in einer Betrachtung über „Pfingsten und seine Bräuche": „Die Taube hatte früher in der Kirche um Pfingsten ihre Bedeutung, um dem Volke das Anziehen des heiligen Geistes deutlich darzustellen, ließ man, währenddes der Geistliche die Worte sprach: „Komm', heil'ger Geist" entweder eine hölzerne Taube herab, oder ließ eine lebendige herunterfliegen. Noch Dr. Alt erzählt die Anekdote, daß, als ein Priester das „Veni sancto spiritus" mehrmals gesprochen, aber keine Taube kam, endlich die Stimme des Chorknaben von oben herunterrief: „Herr Pfarrer, der Marder hat ihn gefressen!"

Noch heute aber finden in Italien, und wohl auch in anderen katholischen Ländern, bei der Madonna-Pfingstprozession die Tauben in ähnlicher Weise Verwendung, und die ganze Naivetät des italienischen Volkes kommt dabei in drolliger Weise zum Ausdruck. In feierlicher Weise wird die Madonna, eine verkleidete Holzpuppe, durch die Straßen getragen. Plötzlich werden ihr die Kleider wie ein Vorhang in die Höhe gezogen, und eine Schar weißer Tauben flattert heraus. Ein wüstes Raufen um diese Tauben entsteht. Und wer so glücklich ist, eine oder mehrere abzufangen, geht vergnügt nach Hause, um diese Symbole der Ausgießung des heiligen Geistes zu — braten und zu verzehren. Man tut's wohl gar in der Hoffnung und Erwartung, daß dies für Gesundheit und Heil der Speisenden besonders zuträglich sei.

Aus dem Jahre 1632 wird ein Vorfall aus Köln berichtet, der in einem Dorfe in der Nähe Kölns sich begeben hat. Der Ort ward geflissentlich nicht angegeben, um ihn nicht der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Daselbst war die Taube, die bei der Pfingstfeier die Ausgießung des heiligen Geistes symbolisieren sollte, kurz vor der Feier gestohlen worden, was aber erst im Momente, da die Taube sich auf die Kirchengemeinde herablassen sollte, bemerkt wurde. Darüber entstand nun in der Kirche ein furchtbarer Tumult. Man beschuldigte die Frau des Küsters, der Geistliche selbst beteiligte sich an dem Streit, der entstanden war. Die Frau aber beteuerte ihre Unschuld, was aber von der Gemeinde nicht geglaubt wurde, welche die angebliche Diebin so sehr mit ihren Verlästerungen verfolgte, daß die Beschuldigte wenige Wochen nach dem Pfingstfeste erkrankte und starb. Das aber wiederum wurde als Strafe des Himmels für die vermeintliche Uebeltat angesehen, und selbst die Kinder der Verstorbenen hatten es noch lange zu büßen, was die Mutter getan, oder richtiger, getan haben sollte; denn wer die Taube gestohlen oder ob diese nicht überhaupt davongeflogen, kam nicht heraus.

Noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden in bayerischen Dorfkirchen nicht selten bei dieser symbolischen Darstellung der Ausgießung des heiligen Geistes Rauf- und Skandalszenen, so daß dieser Gebrauch sehr in Verruf kam und daher abgeschafft wurde. Denn schließlich sollte ja die Taube auch ein Symbol des Friedens sein, und führte zumeist zum Unfrieden. Die Taube als Friedens- und Glücksbote, ist in den ältesten Zeiten schon bekannt gewesen. Die Taube, die Noah aus der Arche mit dem Oelzweig entsandte, war nichts anderes als ein Friedens- und Glücksbote, als Gesandtin des reinen Urgeistes also ein Symbol des heiligen Geistes.

Als das Gleiche durften wohl auch die Tauben angesehen werden, die man nicht selten bei Königswahlen und Krönungsfeiern in alter Zeit auf die neugewählten Könige und die eben gekrönten Herrscher herabflattern ließ. Auch in neuerer Zeit wurde diese Zeremonie bei dergleichen Feiern zuweilen ausgeführt. Und andererseits ist es wohl nicht ohne Zusammenhang, daß man Königswahl und Königskrönung in alter Zeit auf Pfingsten verlegte, vielleicht auch ist der Brauch, bei allerlei Frühlingsfesten Gras-, Schützen-, Mai- oder geradezu Pfingstkönige zu erwählen, hierauf zurückzuführen.

Bei diesen Pfingstbräuchen, wie sie noch vielfach auf dem Lande bestehen, spielt auch die Taube nicht selten noch eine Rolle. Bei den Pfingstschießen in Schlesien, die freilich jetzt nur noch ganz vereinzelt, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber ganz allgemein abgehalten wurden, waren Tauben der Einzelpreis, mit den die Sieger beschenkt wurden.

In Tirol war es vielfach noch vor einem Menschenalter etwa, da und dort ist's vielleicht heute noch Sitte, daß höfliche Nachbargemeinden sich gegenseitig zum Pfingstfest Gaben schickten, wobei die Tauben vorherrschend waren. Gewiß sollte dieser Brauch den Beweis guter Nachbarschaft liefern, so daß das Friedenssymbol der Taube denn natürlich auch nicht fehlen durfte. Die schönsten und besten Tauben wurden zu diesem Zwecke ausgewählt.

Ueber die Taube als Symbol des heiligen Geistes sagt der erwähnte protestantische Theologe Paulus Cassel noch, daß die Taube „heiligen Leuten am Ohre sitzt, wenn sie lehren und predigen", damit sie dabei vom heiligen Geiste erfüllt seien: „Als Papst Gregor den Hesekiel auslegte, hat eine Taube auf seinem Haupte gegessen und den Schnabel in seinen Mund gesteckt. Auch wenn der heilige Hugo predigte, erschien eine weiße Taube auf seinem Haupt, Tauben sind die Symbole der päpstlichen Unfehlbarkeit. Nach einem Märchen sitzen zwei Tauben am Ohr des Papstes und sagen ihm alles, was er zu tun hat. Schon bei Eusebius in der Kirchengeschichte wird erzählt, daß Fabianus zum Papst erwählt worden sei, weil eine Taube an seinem Ohr gesessen habe. Jedenfalls ist es interessant, daß der Apostel Petrus, welcher als das Haupt aller Päpste angesehen wird, ein Sohn des Jona gewesen ist, und Jona heißt Taube. Und wiederum wird der Prophet im Alten Testament ein Sohn des Amthai genannt, was als Sohn des Glaubens gedeutet werden kann. Jedenfalls wird der heilige Geist nur durch die Taube ausgedrückt, weil sie die Liebe ist. Wo Geistliche, welchen Bekenntnisses immer, in Versammlungen, Kirchen und Synoden ohne Liebe reden, fehlt ihnen sicher die Taube, das ist der heilige Geist."

„Ein heilender Geist", so meint Friedrich Friedrich in einer Schilderung volkstümlicher Pfingstgebräuche, „senkt sich auf uns herab, wenn wir am Pfingstmorgen in die Natur treten, nicht in der Gestalt einer weißen Taube, sondern in tausend Sonnenstrahlen, in tausend Frühlingstönen, welche in unser Ohr schallen, senkt er sich in unser Herz."

Auch zum klassischen Altertum hat das Pfingstsymbol der Taube Beziehungen: wegen ihrer Ueppigkeit und Fruchtbarkeit war die Taube der Venus heilig. Und ist das Pfingstfest nicht eine Feier der schöpferischen Fruchtbarkeit in der Natur? Venus Urania spannte vor ihren Himmelswagen Tauben, und in Syrien errichtete man Kolumbarien, um den Vogel der Schönheitsgöttin zu pflegen und zu erhalten. In ähnlicher Beziehung findet sich die Taubensymbolik vielfach; sie deutet auf Fruchtbarkeit hin. So gehörte auch bei den Aegyptern die Taube zu den Hieroglyphen, durch welche die Zeugung bezeichnet wurde.

Aus ähnlicher Ursache wurde dann auch die Taube das Attribut Mariens, wie sie überhaupt besonders den Frauen geweiht war. Die Mütter opferten Tauben im Tempel, wenn sie ihn zum ersten Mal nach der Geburt eines Kindes besuchten. Und wie das Symbol der Fruchtbarkeit, so ist die Taube auch das Symbol der Auferstehung. In die Gräber der Märtyrer wurden die Tauben gelegt, und Grablampen wurden in Form einer Taube hergestellt. Und in Rußland fürchtet man sich heute noch vielfach, Tauben zu töten, da sie nach allgemeinem Volksglauben die Herbergen Verstorbener seien.

Aus dem Symbol des Friedens wurde aber auch die Taube das Symbol der ehelichen Liebe und Eintracht. Von einträchtig miteinander lebenden Eheleuten behauptet der Volksmund, sie leben miteinander wie zwei Turteltauben. Besonders ist es aber wohl die Frau, die zu solchem Ehefrieden beiträgt, und die fleckenlose, gallenlose, sanfte Taube ward schon im Mittelalter mit der sanftmütigen Tugend und Reinheit des Weibes verglichen. Man findet geradezu die Bezeichnung „Frauentaube", und das Symbol treuerster, trauernder Witwenschaft war die Turteltaube. Nach dem Tode des geliebten Siegfried pflegte Kriemhild Turteltauben im Bauer. Diese unverbrüchliche Treue der Turteltaube glaubt das Volk in dem rührenden, schluchzenden Ton zu vernehmen, den die Turteltaube hören läßt, wenn der Gatte gestorben ist. Und man glaubt, daß nur dieser Gattentreue halber die Turteltauben sich düstere Stätten unterm Dach auf dem Hausboden aussuchen.

In den Heiligenlegenden kommt vielfach die Taube vor; wohl immer ist sie gedacht als Trägerin des heiligen Geistes. So brachten Tauben der heiligen Katharina von Alexandria Nahrung, als sie auf Geheiß des Kaisers Maxentius, dessen Götzendienst sie getadelt hatte, in den Kerker geworfen worden war. Der heiligen Adelgunde trugen Tauben den Nonnenschleier herbei. Und dem heiligen Remigius brachte eine Taube bei der Salbung des Frankenkönigs Chlodwig zu Reims im Jahre 496 die sogenannte Ampulla Remensis (la sainte ampoule), ein Gefäß, das das unversiegbare Oel enthält, womit seit dem Jahre 1179 die Könige von Frankreich gesalbt wurden, welches aber während der Revolution im Jahre 1794 in Trümmer ging. Nur durch dies Oel, das die Taube vom Himmel gebracht, waren die Könige in Frankreich Träger des heiligen Geistes, der sie befähigte, nach der Salbung mit diesem Oele durch Handauflegen Ausschlag und Kropf zu heilen, was bekanntlich stets bei den Krönungszeremonien geschah.

Soll man schließlich eine ganz moderne Auffassung erwähnen, welche eine Taube als Trägerin des heiligen Geistes erscheinen läßt, so kann man die Brieftaube erwähnen, die in der wörtlichsten Bezeichnung die Taube Bringerin geistiger Erzeugnisse sein läßt. Wirkt dies im ersten Augenblick als Profanation, so ist es das doch keineswegs mehr als die Verwendung der Taube bei der kirchlichen Pfingfeier, wie sie eingangs erwähnt worden ist. Und in der Tat haben auch englische Missionare wiederholt den Versuch gemacht, Brieftauben zu benutzen, um heidnischen Völkerschaften das Evangelium zu lehren. Sie ließen durch Brieftauben himmlische Botschaften bringen, um ihre Lehren und Predigten in wirksamer Weise zu unterstützen, und diesen geflügelten Sendboten aus Himmelshöhen wurde mehr vertraut und geglaubt, als den gewandtesten Predigten und Reden derer, die solchen Theatercoup ausgeführt hatten.

Tiefer Net-Turban paßt für das Frühjahr.—Reich und duftig sind die Wolines und Net-Hüte, die jetzt getragen werden ehe die eigentliche Strohhutsaison da ist. Dieser moderne kleine Turban verdankt seine Eleganz dem Garn. Der Rand liegt am Kopfe und Gesicht an, während die Krone niedrig und lang ist. Das schwarze Net dicht über schwarzer Seide Cords gefüttert und das innere Futter von nicht gefütertem Net, verhindert einen zu durchscheinenden Effekt. An der Seite sind Numidia-Federn angebracht—die jetzt so modern sind.

Ein wohlfeiles „College".

Das Problem billigen Lebens und zugleich guten Unterrichts scheint durch eine hohe Schule dahinten in Oneida, Kentucky, erfolgreich gelöst zu werden. Der Gründer dieses merkwürdigen „College" oder Pensionats, J. A. Burns — beim Volke als „Burns of the Mountains" bekannt — erzählt über die Anstalt neuerdings u. a.:

„Meine Brüder anderswo gehen auf die Märkte und kaufen Fleisch, Obst, Brot, und was sie sonst brauchen, in kleinen Portionen. In meiner Heimat können sie das nicht tun, auch wenn sie wollten. Hier leben wir noch in vielen Beziehungen, wie unsere demokratischen Vorväter. Vor allem bereiten wir den Speck und die Schinken in unseren eigenen Rauchhäusern selber. Und das Obst wird größtenteils aus der Wildnis geholt. Was noch fehlt, ersetzt das Bischen Landbau.

Letzten Sommer machten ein paar junge Mädchen unserer Anstalt im ganzen 600 Gallonen wilde Brombeeren und anderes Obst für unser College ein. Da hat mir ein Freund aus dem Norden gesagt, daß ein kleines Kästchen Brombeeren, nicht ganz ein Quart, in seiner Heimat selten weniger als 18 oder 20 Cents kostet. Boh! Ein Frauenzimmer in unserem Dorfe geht mit zwei Wasser-Eimern los, deren jeder drei Gallonen hält, und am Abend bringt sie beide, hoch gefüllt mit schönen wilden Brombeeren, zurück. Und sie hält sich für sehr gut bezahlt, wenn sie dafür 50 Cents kriegt.

Ich kann konstatieren, daß wir noch heute die Verpflegungskosten für einen Studenten oder eine Studentin nicht höher zu veranschlagen brauchen, als 70 Cents pro Woche. Auf der Farm, die zu unserem College gehört, ziehen die Studierenden das meiste, was sie essen, selber, und das übrige bekommen wir wenigstens direkt vom Produzenten.

So ist es denn möglich, daß wir Zimmer, Kost und den Unterricht zusammen für $4 pro Monat geben können! Ich hatte mich nicht mehr darüber auf, was sie in der übrigen Welt machen; aber als ich das erste Mal einen Mann für eine einzige Mahlzeit einen Dollar ausgeben sah, empörte mich dies wie ein Verbrechen. Nicht viele unserer Jungens können es sich leisten, ohne Hilfe die $4 aufzubringen. Unsere Schule aber gedeiht und wird auch ferner auf ihren Wegen gedeihen, ohne Zuschüsse von Rockefeller oder Carnegie."

Die Feuergeschwindigkeit der Mauserpistole beträgt 60 Schuß in einer halben Minute, Füllung des Magazins eingerechnet.

Fahnenflucht aus der päpstlichen Armee wurde mit nicht unter 20 bis 30 Jahren Galeerenstrafe geahndet.

— Anno Dazumal. Bürgerwehrgeneral (nachdem er längere Zeit mit einer Schwadron exerziert hat): Wenn ich Sie nu ganz bestimmt wüßte, daß Sie doch keener von's Ferd 'runterfiele, ließ ich Sie noch e kleenes, niedliches Galloppchen zistieren!

Unsere

Schnittmuster-Offerte

9602.

Eine komfortable und bequeme Schürze.

Damenschürze mit oder ohne Tasche. Gingham, Percale, Cambrie oder Lawn mag für dieses Dessin verwendet werden. Die Taillenlinie ist zu einem zugespitzten Gürtel befestigt. Der Rock hat 3 Gehren und ist mit einer großen Tasche versehen. Das Muster kommt in 3 Größen: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 4¼ Yards 36zölligen Stoff für eine mittlere Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite. —9 cts
(Jahre .... bei Kinderstachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....